

»Die Kirche in der Mitte der Stadt«

Zur Geschichte der Ludwigsburger Stadtkirche*

von Albert Sting

Selten wohl hat eine Kirche im Land so genau übereinstimmenden Anteil genommen an der Entwicklung einer Stadt wie die Ludwigsburger Stadtkirche. Sie trägt daher die schlichte funktionale Bezeichnung »Stadtkirche« bis heute zu Recht.

Das Schloss war seit 1704 im Bau. Es wuchs sich immer weiter, man möchte sagen: fast unkontrolliert aus. Eine Ansiedlung von Menschen, die mit dem Schloss, sei es mit seinem Bau oder seiner vielfältigen Funktion, zu tun hatten, fügte sich an. Beides, die Entstehung von Schloss und Stadt, geschah ausschließlich auf Grund des Willens eines Mannes, der konsequent, ja stur an seiner Absicht, hier zu residieren, festhielt. Als ihm einmal eine durchaus attraktive Alternative zum Bau in Ludwigsburg, nämlich in der Nähe von Stuttgart beim Weiler Berg, vorgelegt wurde, antwortete er: »Das Fass ist angestochen, der Wein muss getrunken werden.«

Ging nun der Bau des Schlosses und der Stadt auf das Betreiben des Herzogs allein zurück, so wurde der Bau der Kirche in dieser Stadt, obwohl grundsätzlich geplant, eher auf das inständige Bitten und Drängen der jungen Gemeinde hin zu Stande gebracht.

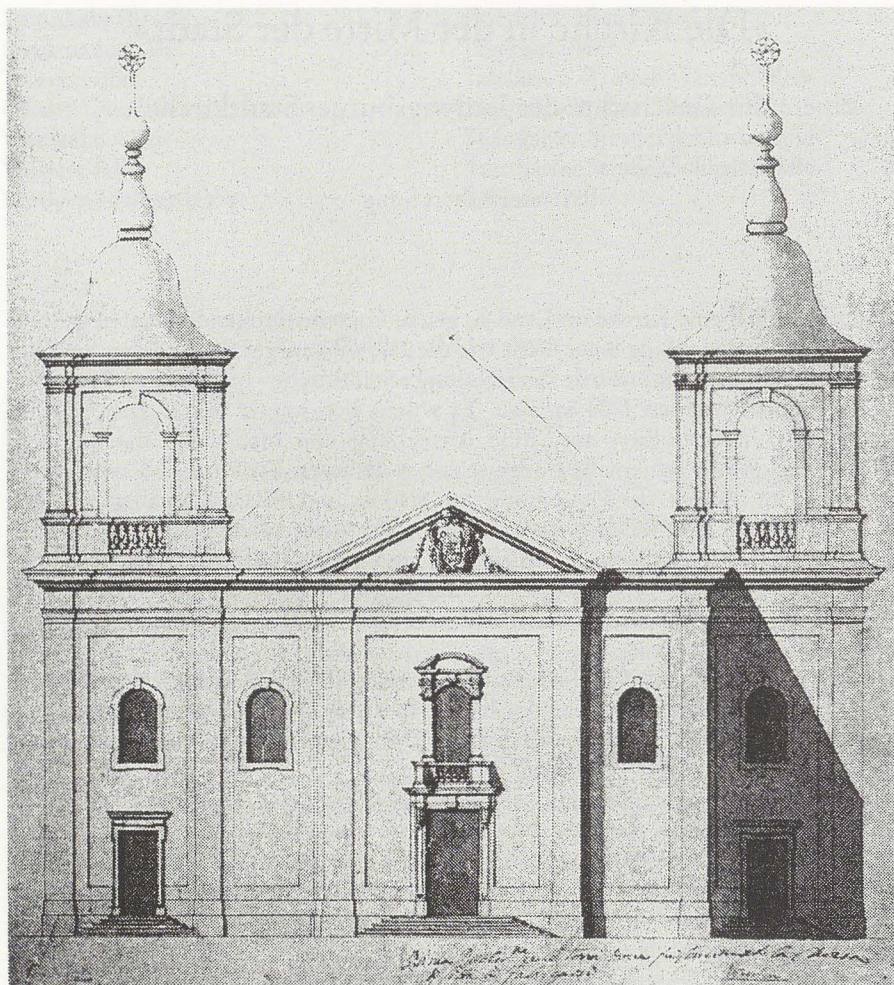
Die Gemeinde versammelte sich zunächst in den Räumen des Schlosses, schließlich im Orangeriegebäude, der so genannten »Pomeranzenkirche«. Dies aber war eine auf die Dauer höchst unbefriedigende Lösung. Selbst Retti und Frisoni wollten die Gottesdienstbesucher am liebsten dort draußen haben und ärgerten sie dadurch, dass sie die im Garten stehenden empfindlichen Bäume und großen Topfpflanzen im Herbst in den Raum stellten, wo sonntags der Gottesdienst stattfinden sollte, mit den Worten: »Sie erfrieren sonst draußen über Nacht.«

Der Herzog aber hatte ja nie genug Geld. In die Stadt wollte er eigentlich nicht investieren. Bauen sollten die eingeladenen Bauwilligen oder die Oberämter im Land, die die Amtshäuser in der Stadt auf ihre Kosten zu errichten hatten.

Wer sollte nun eine Kirche bezahlen? Die Finanzkraft der evangelischen Bürger unter den 600, die 1718 hier lebten, war wirklich nicht groß. Messerscharf argumentierte der Herzog: Das Gelände, auf dem Schloss und Stadt gebaut werden, gehörte zu Geisnang und Geisnang war ein Hof des Klosters Bebenhausen gewesen. Nach der Reformation wurden all diese klösterlichen Besitzungen dem Kirchengut übereignet und wurden dann vom Kirchenrat verwaltet. Also muss der Kirchenrat von seinem Geld die Kirche bauen.

Schon 1713 gab Herzog Eberhard Ludwig dem Kirchenrat die Weisung, einen ersten Anfang zum Bau einer Kirche in Ludwigsburg zu machen. Der Stadtplaner

* Leicht überarbeitete Fassung des am 18. September 2001 in der Stadtkirche zum 275-jährigen Kirchenjubiläum gehaltenen Vortrags.



Entwurf von Frisoni für die Fassade der Stadtkirche, 1717.

Frisoni hatte einen Plan für die Stadt auf dem Reißbrett gemacht, in dem er auch zwei große Flächen für Kirchen am Marktplatz auswies: im Westen einen Kirchenplatz für die evangelisch-lutherische Gemeinde und im Osten einen für die kleinere reformierte Gemeinde. Jede Kirchenfläche hatte die Größe von einem Viertel des gesamten Marktplatzes, nämlich 47 Meter im Quadrat.

Als 1717 schließlich die Pflöcke zur Kennzeichnung des Marktplatzes und der Straßen eingeschlagen waren, machte sich Frisoni daran, Pläne für die Stadtkirche zu erstellen, »unter denen Serenissimus choisieren [auswählen] werde, welcher am wenigsten koste«. Der Herzog erließ an alle Dekane, Vögte und Schultheißen einen Spendenaufruf; nach vier Jahren waren jedoch gerade 8000 Gulden zusammengekommen.

Am 25. August 1718, dem Ludwigstag, dem Namenstag des Herzogs und des Erbprinzen also, wurde der Grundstein gelegt. Der Vogt von Pöllnitz hielt eine feierliche Rede. Es ist ein Unikum, dass im gleichen Jahr 1718, in dem die Siedlung Ludwigsburg zur Stadt erhoben worden ist, auch der Grundstein für den Kirchbau gelegt wurde. Gründung der Stadt und der Kirche waren gleichzeitig.

Der Grundstein, in den man ein Bildnis des Herzogs und allerlei Schriften legte, lag noch längere Zeit ganz allein auf dem freien Feld. Das erste Haus am Marktplatz wurde erst 1719 gebaut. Der Chronist notierte: »Gottloses Gesindel [versuchte] bei Nacht den Grundstein wieder auszugraben.«

Anfang 1720 wurden die Pfarrhäuser nördlich des Grundsteins erbaut. Dekan Schmidlin und Oberhelfer Gmelin zogen, kaum waren die Wände trocken, dort ein. Gegen Ende des Jahres rückten dann die Handwerker zum Kirchbau an, die Arbeit ging aber nur sehr zögerlich voran, so dass der Dekan beim Herzog des Öfteren intervenieren musste. Dieser drängte den Kirchenrat, von den vorhandenen 8000 Gulden endlich eine gewisse Summe an die Bauleute in Ludwigsburg anzuweisen, damit diese dort weiterbauen könnten. Aber der Kirchenrat hatte in seiner Not von diesem Geld den Fortgang des Schlosskirchenbaus finanziert, der auch in der Gefahr war, zu stagnieren. Der Herzog wollte daraufhin den Kirchenräten die fehlende Summe von ihrer Besoldung einbehalten.

1722 kam es sogar dahin, dass die Bauunternehmer Leopoldo und Paolo Retti, die mit der Ausführung der Bauarbeiten beauftragt worden waren, den Burgfrieden brachen, in eine Sitzung des Kirchenrats eindrangten und die Räte verhöhnten. Den Kirchenkassenverwalter beleidigten sie und drohten allen Ratsmitgliedern,



Die von Herzog Eberhard Ludwig 1726 gestiftete große Glocke im Nordturm der Stadtkirche.

ihnen mehr als hundert Tagelöhner wegen der offenen Lohnforderungen auf den Hals zu schicken. Als die Räte sich beim Herzog beschwerten, hat der sich wohl insgeheim gefreut, dem Kollegium keine Genugtuung gewährt und den frechen Bauleuten keine Strafe verabfolgt.

Danach ging das Werk zwar etwas flotter voran, doch die Finanzierung bereitete nach wie vor große Sorge. Auch eine »christliche Kirchenbau-Steuer«, die im Mai 1724 für die »Ausführung des angefangenen Stadt-Kirchenbaues in der Residenz« erhoben wurde, erbrachte längst nicht das nötige Geld. Frisoni hat das Kunststück fertig gebracht, eine Kirche zu planen, die ganz schlicht sein, möglichst wenig Geld kosten, aber doch die Residenzstadt würdig repräsentieren sollte. Auf Glocken, Orgel und Schmuck in der Kirche musste fürs Erste verzichtet werden. Die Orgel konnte erst 1742 angeschafft werden.

Die Stadtkirche war als eine große Hallenkirche mit zwei Türmen geplant. Als einziger Nebenraum war die Sakristei im Westen angehängt. Als die Kirche fertig war, fanden alle, der Prospekt der Kirche – vor allem zum Marktplatz hin, dessen südlicher Teil damals noch nicht bebaut war – sei für die Residenzstadt unbefriedigend. Zudem: Ganz ohne Glocken gehe es nun wirklich nicht. So stiftete der Herzog vier Glocken aus eigener Schatulle. Weil diese Glocken aber auf den kleinen Türmen keinen Platz hatten, wurden sie vor der Kirche auf dem Platz in hölzernen Stühlen aufgehängt und konnten so zur Einweihung läuten. Vier Eichenbalken musste man sich dafür von der Kellerei Marbach geben lassen. Doch bezahlten die Ludwigsburger die Balken den Marbachern erst nach etlichen Mahnungen.

Die Einweihung 1726 und weitere Baumaßnahmen bis 1730

Die Einweihung fand am 18. September 1726 statt, dem 50. Geburtstag Eberhard Ludwigs. Der Herzog konnte allerdings nicht selbst daran teilnehmen, da er sich gerade zur Kur in Teinach aufhielt. An seiner Stelle nahm Obervogt von Pöllnitz die Dankes-Huldigung der Gemeinde entgegen, die damals bereits auf »über 2400 Seelen gewachsen« war. Die Einweihungsfeier wird im alten Kirchenregister wie folgt beschrieben:

»Am Sonntag zuvor wurde die bevorstehende Einweihung auf den Mittwoch verkündet, mit dem Zusaz, daß Dienstags vorher, abends um 4 Uhr, mit den Glocken werde geläutet und dadurch ein jeder Haus-Vatter zum Gebet um Erhaltung des göttlichen Worts und evangelischer Lehre aufgefordert werde.

Die Einweihung ging Mittwochs, den 18. September folgenderweise vor sich: Auf die um 8 und halb 9 Uhr morgens gegebenen beiden Glockenzeichen versammelte sich schon der größere Teil der Gemeinde in der Kirche. Um 9 Uhr aber, und unter Zusammenläuten aller Glocken und Donner der Geschütze, fuhr der zu solcher Feierlichkeit vom Herzog abgeordnete Präsident und Obervogt von Pöllnitz samt verschiedenen Hofkavaliers und herzoglichen Räten in Staatswagen dorthin. Darauf folgten 12 Geistliche aus der Stadt und der damaligen Diocese, nebst dem gesamten Stadtmagistrat, von der Obervogtey [dem heutigen Dekanatsgebäude] aus zur Kirche. Von dem Decanatshaus [dem Haus Stadtkirchenplatz 1] aber her kam die sämtliche Schuljugend mit ihren Lehrern.

Die Geistlichen trugen in schwarzes Ziegenleder mit goldenem Schnitt neu



Gesamtansicht der Stadtkirche vom Marktplatz aus, 1904.

gebundene Bücher und neu verfertigte Kirchengefäße in folgender Reihe: Der Superintendent Schmidlin die Bibel; der erste Diaconus Lang die Symbolischen Bücher, Wirtembergische Confession und große Kirchenordnung; der zweite Diaconus Neuffer das Kirchengebetbuch, die Kinderlehre und Biedenbachs Manuale; Stadtpfarrer Scharfenstein von Markgröningen das silberne Taufbecken; Pfarrer Bardili von Asperg die silberne Taufkannte; Pfarrer Kuhorst von Kornwestheim die schwarzsamtene, mit Silber verbräunte Hostienkapsel; Pfarrer Kapf von Hoheneck das silberne und vergoldete Hostienplättlein; Pfarrer Klemens von Zuffenhausen den silbernen und zierlich vergoldeten Kelch; die Pfarrer Stockmayer von Beihingen, Gräter von Neckarweiingen, Diaconus Jenisch von Markgröningen, vormalis Vicarius allhier, und Pfarrer Schmidlin von Münchingen jeder eine silberne und zierlich vergoldete Altarkannte. Jedes Schulkind aber trug das neue Konfirmationsbüchlein [die Konfirmation war 1723 in Württemberg eingeführt worden], mit den Worten ›Ludwigsburger Stadtkirch-Einweihung, den 18. Sept. 1726‹ bezeichnet, in der Hand. Bei ihrem Eintritt in die Kirche stimmten sie mit der Gemeinde das Lied an ›Nun lob mein Seel den Herren‹. Die 12 Geistlichen aber setzten inzwischen die Kirchengefäße und Bücher auf den Altar und Taufstein.

Dann trat der Superintendent Schmidlin als erster vor den Altar und verlas das herrliche Einweihungsgebet Salomonis aus 2. Chronik 6 und den 100. Psalm. Dann bestieg er die Kanzel. Nach Absingung des Liedes ›Herr Gott, dich loben wir‹ und unter vollständiger Musik ließ er nach einem kurzen Eingang das Lied anstimmen ›Herr Jesu Christ, dich zu uns wend‹ und hielt darauf eine angemessene erbauliche Predigt über den vorgeschriebenen Text Psalm 118, Verse 23–29: ›Das ist von Herrn geschehen – und seine Güte währet ewiglich‹. Er führte unter anderem aus: ›Was sollst du, mein liebes Ludwigsburg, an deinem heutigen Freudentag ausrufen? Das ist der Tag, den der Herr macht! Bedenkst du deinen ersten Anfang, so haben sich kaum wenige Personen vormalen allhier gefunden, und jetzo bist du zur Residenz eines großen Fürsten erhoben.‹

Sodann wurden zwey neugeborene Kinder in der Kirche getauft: Ludwig Heinrich Hardten und Johann Heinrich Krieger. Beim ersten übernahmen Serenissimus samt dem Durchlauchtigsten Erbprinzen, der Erbprinzessin und der Landhofmeisterin [Grävenitz], jedoch nur durch Abgeordnete, und beim zweyten aber der Superintendent Schmidlin, Pfarrer Schmidlin von Münchingen, die Stadtapothekerin Bischoffin Patenstelle.

Nach gesprochenem Segen wurden aus dem Lied ›Sei Lob und Ehr dem höchsten Gut‹ die drei letzten Verse abgesungen und damit der erste öffentliche Gottesdienst in dieser neuen Kirche unter einer abermaligen starken Musik geendet. Die vorige Prozession aber ging wiederum zurück vor die Obervogtey und das Decanatshaus und hernach erst von dort auseinander.«

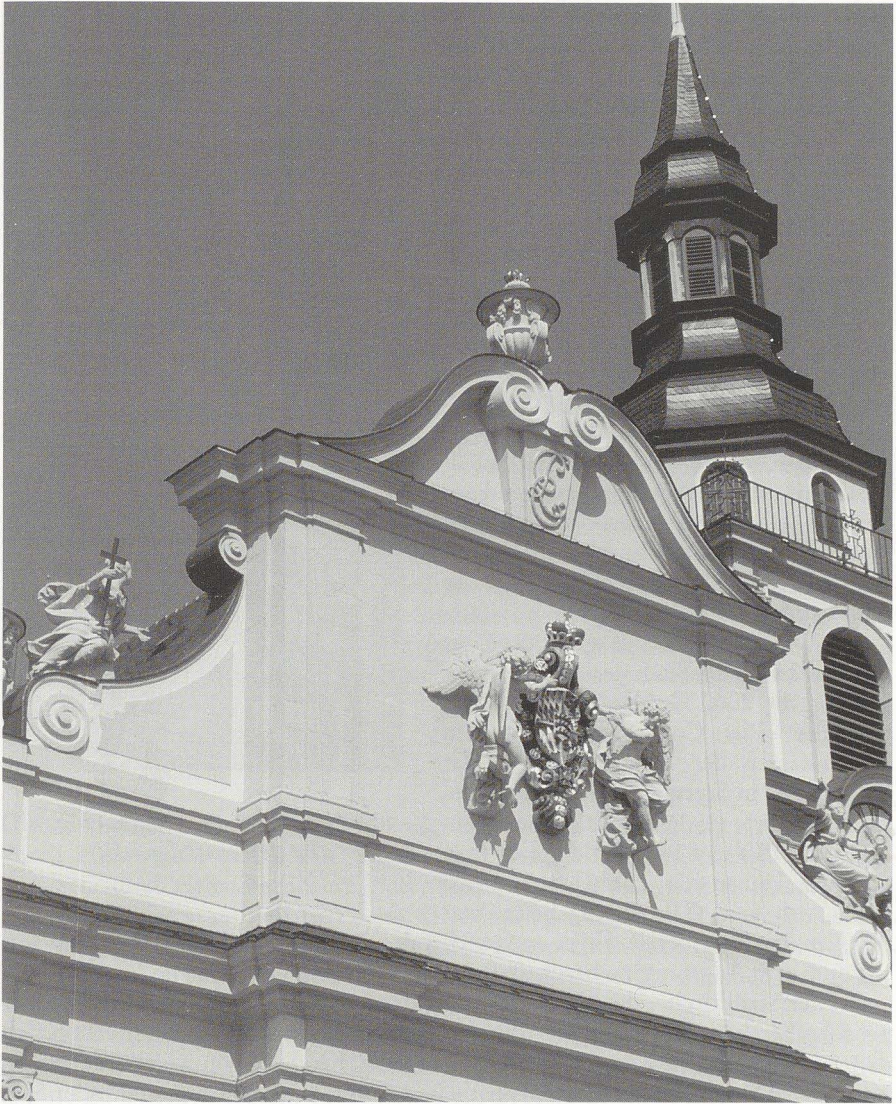
Obwohl Ludwigsburg schon seit 1719 eine eigene Parochie war, begann ein regelmäßiges gottesdienstliches Leben erst mit der fertigen Stadtkirche. Große Hoffnungen wurden daher mit ihr verbunden. So heißt es im Visitationsbericht von 1726:

»Der neue Tempel scheint einen neuen Eifer der Hörer [Gottesdienstbesucher] inspiriert zu haben. Es ist nun abzuwarten, wie lange er anhält. Denn noch ist keineswegs alles so, wie man sich das wünschen möchte. Die Entheiligung des Sonntags ist noch arg groß und es scheinen keine Mittel zulänglich zu sein, diesem Übelstand abzuhelfen.«

Der »Umgang« war noch nicht eingerichtet. Er sollte von den »Umgängern«, von ehrbaren Männern durchgeführt werden, die während des Gottesdienstes durch die Stadt und auch durch die Häuser gehen, um nachzusehen, ob alle gesunden Personen auch in der Kirche sind, ob keine Hantierung geschieht, die am Sonntag nicht erlaubt ist. Und, was gar nicht so unwichtig war, die aufpassen, dass sich nicht Diebe ans Werk machen, während die Häuser leer stehen. Dies alles aber sollte jetzt geordnet werden, damit »bessere Zucht und Ordnung eingeführt und erhalten werden möge«.

Das Äußere der neuen Kirche aber, so war man sich einig, erfordere doch einiges mehr an Schmuck und Größe zur angemessenen Repräsentation für die Residenzstadt. Die Türme sollten erhöht und mit einem Umgang samt Türmerwohnung versehen werden, damit ein Türmer über der Stadt wache und Choräle in die Stadt hinabgeblasen werden könnten.

Die Türme wurden erhöht und so konnten die Glocken an geeignetem Platz aufgehängt und schließlich Uhren an allen Seiten zur Stadt hin angebracht werden. Die Front zum Marktplatz versah man mit einem hohen Giebel, hinter dem das große Dach des Kirchenschiffs ganz verschwand. Voluten und Vasen samt Schmuck-



Der schmuckvolle Giebel zum Marktplatz hin.

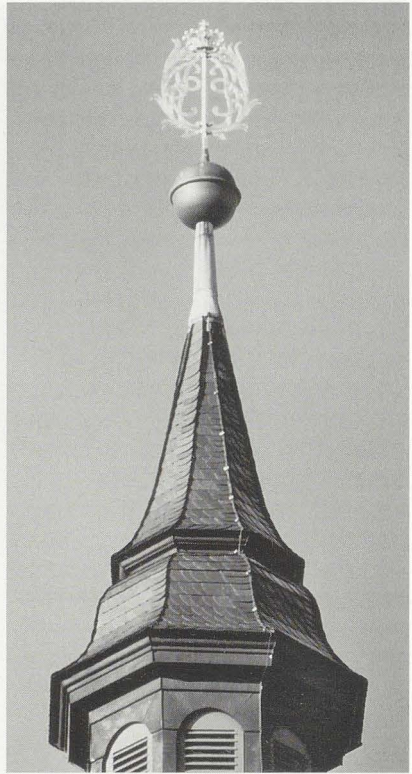
werk kamen hinzu. Das »EL« des Herzogs und der Herzogshut finden sich überall und mehrfach, dazu reich geschmückt, von Engeln getragen das Wappen.

Die Kirche in der Stadt Ludwigsburg zeigt als Helmzier über den Türmen weder Hahn noch Kreuz, sondern Krone und Namen ihres Gründers. Dies ist an einer Kirche ebenso singulär wie die richtige Schreibweise der römischen Ziffer »IV« auf den Zifferblättern. Zudem ist die Stadtkirche die einzige barocke Kirche im Land, die von Anfang an einer evangelischen Gemeinde gewidmet war.

Am 25. August 1730, wieder am Namenstag des Herzogs Eberhard Ludwig, war die Kirche ganz fertig, nachdem im selben Jahr die Längswände des Kirchenschiffs nach Westen verlängert worden waren, so dass zu beiden Seiten der mittigen Sakristei zweigeschossige Bauten mit rhombischem Grundriss entstanden sind. Die Wände dieser Räume hat man zum Kirchenschiff hin durchgebrochen und mit Glasfenstern versehen. Die somit gewonnenen Logen nannte man daher »Glasstübchen«. Die südliche Loge war das »Männerglasstübchen« und die nördliche das »Frauenglasstübchen«. Sie wurden zu Kirchenstühlen der Hofgesellschaft bestimmt und entsprechend aufwendiger bestuhlt. Über den Fensterbögen der Glasstübchen wurden die Embleme des Herzogs gesetzt: »EL« und »HzW« (Herzog zu Württemberg).

Zur Finanzierung der genannten ergänzenden Baumaßnahmen widmete der Herzog die 2000 Gulden Beitragsgelder aus den »Piis Corporibus«, aus den Armenkassen des Landes, die für das Waisenhaus in Stuttgart bestimmt waren, um und führte sie dem Stadtkirchen-Bau-Fonds zu. Weitere 1000 Gulden lieh man von der Universität Tübingen aus. Da diese auch kein Geld flüssig hatte, war der Kanzler Pfaff bereit, einen entsprechenden Betrag bei seinem Schwiegervater v. Raumer in Augsburg zu beschaffen.

An der Stadtkirche, die bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts die einzige evangelische Kirche in der Stadt war – in der rasch wachsenden Gemeinde erhob sich daher schon bald die Klage, die Kirche fange an, bei den Sonntagsgottesdiensten zu klein zu werden –, taten drei Geistliche Dienst: der Superintendent oder Spezial als 1. Pfarrer, der Oberhelfer als 2. Pfarrer und der Helfer oder Diakonus als 3. Pfarrer.



Die Helmzier mit dem Herzogshut und den Initialen »EL«.

Die Mitbenützung der Stadtkirche durch die Garnisonsgemeinde

Seit 1737 gab es eine Garnison in Ludwigsburg und einen Militärpfarrer, der seine Militärgemeinde seelsorgerlich und mit Gottesdiensten zu versehen suchte. Die bürgerliche Gemeinde musste die Stadtkirche ab 1750 mit der Garnisonsgemeinde teilen. Dies gab fortwährend Anlass zu Ärger, und zwar schon aus »organisatorischen« Gründen, zum Beispiel wenn der Gottesdienst der Soldaten, der manch-

mal zeitlich vor dem der bürgerliche Gemeinde lag, etwa durch die Feier des Abendmahls länger dauerte. Dann stand die Gemeinde, besonders im Winter, recht verdrossen wartend auf dem Marktplatz. Die dem Gottesdienst folgende Kinderlehre konnte dann meist gar nicht mehr durchgeführt werden. Man musste die Kinder heimschicken. Fand andererseits der Garnisonsgottesdienst nach dem Gottesdienst der Stadtgemeinde statt und dauerte dieser länger als vorgesehen, mussten die Soldaten draußen warten.

Anderes kam hinzu: Die Soldaten strapazierten mit ihren schweren Stiefeln den Boden ganz erheblich. Auch soll es vorgekommen sein, dass sie die Türen zu den Kirchenstühlen aufrissen und auch die Kästchen, in denen die Stuhlinhaber ihre Gesangbücher und anderes aufzubewahren pflegten, aufbrachen. Auch fürchtete man eine stärkere Abnutzung der Orgel durch den Militärorganisten. Zu alledem ging das Opfer aus den Garnisonsgottesdiensten nicht an den bürgerlichen Kirchenkasten, das heißt: Setzten sich die Ludwigsburger zu den Soldaten in den Gottesdienst, so entging das Opfer der Bürger dem bürgerlichen Kirchenkasten.

Die Probleme, die sich aus der Mitbenützung der Stadtkirche durch die Garnisonsgemeinde ergaben, konnten erst gelöst werden, nachdem die Reformierten – nach langen Verhandlungen und nicht ohne Druck von Herzog Carl Eugen – ihre an der Ostseite des Marktplatzes gelegene, noch unfertige Kirche aufgegeben hatten. Der Herzog ließ den Bau vervollständigen und 1781 zur Garnisonskirche umwidmen. Dadurch endete für die Stadtkirche und die bürgerliche Gemeinde das wöchentliche Dilemma mit den Soldaten. Die Stadtkirchengemeinde dankte überschwänglich und bot der Garnison eine gute Zusammenarbeit an.

Kirchenstühle und Klingelbeutel

Die Kirche hatte von Anfang an Bänke. Die so genannten Kirchenstühle waren durch Holzwände und Türen voneinander getrennt. Die Kirchenstühle boten unterschiedlich vielen Besuchern Platz. Man konnte sie mieten. Den entsprechenden Antrag hierzu musste man beim Kirchenpfleger stellen. Dann entschied der Kirchenkonvent über den Zuschlag und den Mietpreis je nach Größe der Stühle. Das Kirchenkonventsprotokoll zeigt, dass es um diese Stühle manchen Streit gab, den es zu schlichten galt.

Die Kirchenstuhltaxe war die Form der Kirchensteuer in jener Zeit. Dazu kam noch die Kollekte, die mit dem Klingelbeutel eingesammelt wurde. Aber auch dies konnte zu Misshelligkeiten führen, wie ein Protokolleintrag zeigt: Von Johann Pfäfler kam die Klage, dass ihm, als er »vor einiger Zeit in der Kirch gewesen, der Opfereinsammler Caway nicht allein den Klingelbeutel, weil er nichts darein gegeben habe, vor die Nase und das Gesicht gehalten, sondern auch vorher mit dem Klingelbeutel vor dem Gesicht gerüttelt, über dies ihn einen groben Gesellen geheißsen habe«. Weil er sich das nicht gefallen lassen müsse, bitte er um »Satisfaction«.

Da aber auch Pfäfler den Caway beschimpft hatte, musste nach Spruch des Kirchenkonvents jeder 2 Pfund Heller in den Armenkasten legen. Caway bat darauf, ihm das Amt abzunehmen, »zumal er sich bald diese, bald jene Spottrede von den Leuten anhören müsse«. 1844 wurde der Klingelbeutel mit seiner störenden Runde abgeschafft.

Das Geläut

Glockengeläute leistete die Stadtkirche zu vielerlei Anlässen. Oft, wenn die fürstlichen Personen in die Stadt einzogen, so etwa als Carl Eugen 1767 von Venedig wieder ins Land und in seine Residenz nach Ludwigsburg kam, oder wenn ein Fürst oder eine Fürstin verstorben war.

Das konnte sehr anstrengend sein, denn die vier Glocken wurden von Hand, von Läutebuben, bedient. Als König Friedrich gestorben war, wurde ein Trauergeläut in der Residenzstadt Ludwigsburg angeordnet vom 2. November bis 22. Dezember, sieben Wochen lang also, täglich von 11 bis 12 Uhr und von 4 bis 5 Uhr nachmittags.

Geläutet wurde bei Siegen der eigenen und der verbündeten Truppen auf den verschiedensten Schlachtfeldern. So läutete man unter König Friedrich zunächst für und später gegen Napoleon. Ebenfalls war Geläut verordnet am Krönungstag, dem 1. Januar. Nur 1813, als die Kunde von der Katastrophe in Russland eingetroffen war, schwiegen die Glocken an diesem Tag. Die Glocken läuteten auch im Sommer 1817, als nach grauenhafter Hungersnot der erste Erntewagen in die Stadt einfuhr und zum Erntedank vor der Stadtkirche anhielt. Und selbstverständlich war regelmäßig das Zeitläuten zu verschiedenen Tageszeiten zu hören, mit dem zum Gebet gerufen, aber auch den Bürgern die Tageszeit mitgeteilt wurde.

Da von der Stadtkirche nicht für Gottesdienste der Katholiken geläutet werden durfte, ihnen auch keine eigene Glocke erlaubt war, nahmen sie die Gelegenheit eines Zeitläutens, etwa um 5 Uhr, wahr, um in diesen Minuten ihre Toten doch unter Geläut auf den Friedhof zu führen. Das Trauergeläut für Katholiken wurde übrigens selbst dann verweigert, wenn es sich um einen »prominenten« Toten handelte, so zum Beispiel 1735 für Giuseppe Donato Frisoni, den Erbauer wesentlicher Teile des Schlosses und der Stadt sowie Planer der Stadtkirche. Paulo Retti hatte vergebens darum gebeten, dem katholischen Italiener ein Trauergeläut so lange zu gewähren, bis der Leichnam, der in Öffingen bestattet wurde, durch das Schorndorfer Tor hinaus geführt worden war.

Kirchenjubiläum 1826

1825 hatte sich ein Kirchengesangverein gebildet. Er konnte bei der hundertsten Wiederkehr der Kircheneinweihung am 18. September 1826 zum ersten Mal hier in der Kirche singen.

Das Kirchenkonventsprotokoll vom 1. September 1826 erwähnt folgenden Vorgang: »Da auf den 18. September 1826 die 100-jährige Feyer der Stiftung der hiesigen Stadtkirche fällt, so wird, nachdem die Kirche zu dem Ende mit nicht geringen Kosten repariert worden ist, beschlossen, diese Feyer mit einem öffentlichen Gottesdienst zu begehen. Deshalb soll an dem unmittelbar vorangehenden Sonntag verkündigt werden, dass das Opfer, das bey dieser Gelegenheit fällt, zur Speisung von Hausarmen sowie für die Speisung der Armen im Spital und der armen Kinder im öffentlichen Armen-Institut verwendet wird.« Das Opfer betrug 105 Gulden 17 Kreuzer.

Aus Anlass des 100-jährigen Jubiläums der Stadtkirche führte auch die Ludwigsburger Schützengesellschaft am 18. September 1826 ein erstes großes Frei-

schießen durch. Ein Silberpokal wurde als zweiter Preis dem Arsenalkommissär Wunder überreicht. Diesen Kelch mit der Gravur »Auf das 100-jährige Kirchen-Jubiläum« benützt die Schützengilde bei ihren Jahresfesten noch heute.

Die Orgel

Die 1742 aufgestellte Orgel, auf der Christian Friedrich Daniel Schubart gespielt und den Herzog sowie alle Ludwigsburger begeistert hatte, war Mitte des 19. Jahrhunderts alt und klapprig geworden. Eine neue Orgel tat Not, und nachdem der in Ludwigsburg geborene französische General Ferdinand von Mylius 8000 Gulden gestiftet und den Orgelbaumeister Eberhard Friedrich Walcker mit dem Bau einer neuen Orgel beauftragt hatte, konnte am Reformationsfest 1858 ein Werk mit 31 Registern eingeweiht werden.

Mit dem Einbau dieser ersten Walcker-Orgel begann eine mehr als vier Jahrzehnte dauernde Phase der Planung und Durchführung einer großen, gründlich umgestaltenden Renovation der Kirche.

Die erste Renovation

Die erste Äußerung im Blick auf eine notwendige Verbesserung findet sich in einer Leserschrift im Ludwigsburger Tagblatt vom 8. Dezember 1857, in der sich der Schreiber darüber beschwert, dass die Uhr »fünf Mal in der Stunde Viertel« schlage und um mehr als 10 Minuten vorgehe. Man möge sich für die »alte Dame« Stadtkirche ein Vorbild nehmen an den Eisenbahnuhren, die jeden Tag telegrafisch reguliert würden. Zwei Jahre später wird in der Zeitung mit Freude berichtet, dass die beiden von Gemeindegliedern gestifteten farbigen Orgelfenster des Glasmalers Scheerer aus München eingetroffen seien und man sie, bis sie eingebaut werden, im Rathaus besichtigen könne.

Ab 1878 nahm der Wunsch nach Verbesserungen und Verschönerung der Stadtkirche deutlichere Formen an, als auf Antrag von Dekan Raiffeisen durch den Stiftungsrat dem Stadtbauamt der Planungsauftrag erteilt wurde. Da das Land in der so genannten »Gründerzeit« nach dem Krieg 1870/71 in wirtschaftlichem Aufschwung stand, traute man sich auch für die Stadtkirche eine aufwendigere Maßnahme zu.

Die geforderten Pläne und Kostenvoranschläge zur Renovierung des Äußeren und des Inneren legte der Stadtbaumeister Mößner 1880 vor. Sie wurden geprüft und ergänzt, was fünf Jahre dauerte. Gänzlich neue Kirchenbänke sollten eingebracht werden, da die alten Kirchenstühle zu körperlichen Qualen führen würden. Plafond und Wände waren zu erneuern, was insgesamt 6000 Mark kosten sollte. Das war der Baukommission entschieden zu viel. Nach Kürzungen gab sie 3064 Mark frei. Dann gingen aber Spenden von auswärts und von Ludwigsburgern ein, so dass man sogar Ausgaben bis zu 15 000 Mark für möglich hielt.

Die Wunschliste war in der Zwischenzeit allerdings auch gewachsen. Zwei gemalte Fenster zu beiden Seiten des Altars an den Glasstübchen, größere Emporen und Gasbeleuchtung, um Abendgottesdienste einführen zu können, sind Beispiele dafür. Ein »Anlehen von 30 000 Mark« sollte aufgenommen werden. Am

7. März 1888 baten Dekan Walcker und Oberbürgermeister Abel die Ludwigsburger in einem Aufruf um Spenden.

Am 26. Oktober 1888, als schon alle Pläne für diese Maßnahmen perfekt waren, kam aus der Gemeinde der Vorschlag, die Westwand herauszunehmen, einen Chor einzubauen und die Westfassade völlig neu zu gestalten. In einem Leserbrief hieß es hierzu: »Der kastenartige Raum unserer Kirche würde auf einmal ein ganz anderes Gesicht erhalten, wenn ihr ein Chor gegeben würde. Die unmäßige große, massige, gewiss nicht schöne Kanzel müsste ganz weichen, ein großer schöner Bogen würde die westliche Wand durchbrechen und der Sakristeiraum, durch ein



Der westliche Chorabschluss nach dem Umbau von 1889.

prächtiges Tonnengewölbe überdeckt, würde zum Chor. Welch schönes Licht würde das große Fenster des Westgiebels in die Kirche herein werfen. Dieses Fenster würde ebenfalls Glasmalerei erhalten, etwa einen segnenden Christus. Die Kosten zu einer solchen Veränderung können im Verhältnis zu dem Gesamtaufwand nicht schwer ins Gewicht fallen.«

Das alles würde 34 200 Mark zusätzlich kosten. Man war damit bei einer Bau-
summe von 43 500 Mark angekommen. Die neue Idee wurde spontan begrüßt und beschlossen. Als man sich die Konsequenzen dann genauer ansah, erwies sich als zwingend, die Fenster und Türen des Westbaus zu vergrößern und in ihrer Gestalt den übrigen Fenstern der Kirche anzupassen. Und das würde weitere 2615 Mark kosten.

Dann wurden die Türme als sehr schadhaft erkannt. Allein die Anbringung des Gerüstes, das erforderlich war, um die Schäden genau betrachten zu können, bedeutete Mehrkosten von 2900 Mark. Bei der Einschätzung der Kosten für die Reparaturen an den Türmen waren die Fachleute anfangs der Meinung, dass man diese mit 1500 Mark bewältigen könnte. Nach der genauen Inspektion aber war klar, man würde dafür 54 482 Mark brauchen.

So stand der Stiftungsrat 1889 vor einer zu erwartenden Bau-
summe von rund 106 500 Mark. Rechnet man den für den Anbau vorgesehenen Betrag von 18 000 Mark hinzu, waren es fast 125 000 Mark. Jetzt war eine zweite Anleihe bei der Stadt in Höhe von 62 000 Mark nötig. Wenn wir noch hinzunehmen, was für den Altar, den Taufstein, ein neues Orgelgehäuse und Unvorhergesehenes hinzuzählen war, werden sich die Gesamtbaukosten noch um einiges erhöht haben.

Wenn das alles stimmt, dann war der Stiftungsrat, der ursprünglich die Summe von 3064 Mark bewilligt hatte, gezwungen, diese Zahl um ein Vielfaches zu überschreiten. Ein Vorgang, der in der Geschichte der Stadtkirche einmalig geblieben ist.

Aber die Arbeiten gingen flott voran. Moderne Gestaltungselemente fanden Anwendung, namentlich das leicht zu formende Pappmaché. Die geformten Teile kamen aus Zwickau in Sachsen und wurden einfach aufgenagelt. Dieser Deckenbelag förderte die Akustik in dem sonst leeren Kirchenraum merklich.

Das mittlere Bild an der Decke hatte der Münchener Künstler Lesker hergestellt. Es zeigte den himmelauffahrenden Christus. Das Werk wurde damals hochgelobt, doch später für künstlerisch wenig bedeutend gehalten.

Eine neue Kanzel war zwingend, weil sie jetzt auf die Seite gesetzt werden musste. Die Firma Orgel-Walcker hat sie hergestellt. Ehe sie eingebaut wurde, konnten die Ludwigsburger die Kanzel im Orgelsaal der Firma besichtigen, und bei den Veranstaltungen zum 25. Regierungsjubiläum von König Karl im Juni 1889 wurde sie in Stuttgart ausgestellt. Die Kanzel trug am Schalldeckel die Umschrift: »Selig sind die Gottes Wort hören und bewahren«. Die alte Kanzel war geschmückt gewesen mit dem Wort: »Verbum domini manet in Aeternum« (Das Wort des Herrn bleibt in Ewigkeit).

Außen an der Kirche befand sich ein abenteuerlich anzuschauendes Holzgerüst bis an die Spitze des Turmes. Kein Unfall verdüsterte die Bauarbeiten. Zum Glück auch dann nicht, als vom Gerüst ein Steinbrocken herabstürzte, ein Fenster der benachbarten Schule durchbrach und auf dem Platz eines Schülers einschlug. Der Schüler war an diesem Tag wegen Unwohlseins nicht zur Schule gekommen.

Ende des Jahres 1889 erreichte den Stiftungsrat eine unerwartete Spende. Am



Das Deckengemälde.



Nordseite des Kirchenschiffs mit der nach vorne gezogenen Empore, den nach oben verlängerten Fenstern und den in die Decke eingeschnittenen Kappen.

20. Oktober 1889 war auf Kronprinz Wilhelm, den späteren König Wilhelm II., vor der Marienwahl ein Pistolenattentat verübt worden. Aus Dank dafür, dass er und seine Tochter Pauline unverletzt geblieben waren, spendete er 7000 Mark für die Erneuerung der Stadtkirche.

Im Dezember 1889 war das Werk vollendet und am 4. Advent konnte die Wiedereröffnung des Gotteshauses gefeiert werden. Drei Gottesdienste wurden gehalten: Am Vormittag die Festpredigt, um 2 Uhr Predigt mit Tauffeier und um 5 Uhr ein Abendgottesdienst. Die Gemeinde war hochbeglückt. Aber auch an Kritik hat es nicht gefehlt, da ja doch starke Eingriffe in die Frisoni'sche Bausubstanz vorgenommen worden waren. Dies geschah vor allem durch die Vergrößerung der Fenster und das Einschneiden von Kappen in das Gewölbe, die noch heute deutlich zu sehen sind. Während der gesamten Bauzeit war die Stadtkirchengemeinde in der gegenüberliegenden Garnisonskirche zu Gast gewesen.

Welche Personen hatten an der Stadtkirche hauptamtlich oder ehrenamtlich zu tun?

Da waren zuerst die drei Pfarrer. Einer war der Dekan, und so war die Stadtkirche – und ist sie es noch heute – die Hauptkirche des Kirchenbezirks.

Es gab den Organisten, oft war es ein Lehrer gewesen. Er konnte die Orgeltreter, die Kalkanten, nicht entbehren. Einer berichtet: »Während des Zusammenläutens musterte der Mesner uns Volksschüler mit Kennerblicken, dann winkte er zweie heraus, die auf der Schranne nun die Orgeltreiber machen mussten. Die Blasebälge wurden nämlich nicht getreten, sondern durch einen Triebel in Gang gesetzt. Das war ein ziemlich anstrengendes Geschäft, und wir waren allemal froh, wenn der Zeiger meldete, dass die Windladen gefüllt waren und wir ein wenig ausschnaufen konnten. Und wenn der Prediger eine größere Anzahl von Versen singen ließ, so spürten wir unsere Arme noch beim Mittagessen.«

Der Mesner war wichtig für alle Obliegenheiten der Ordnung und Sauberkeit. Er hatte zu Gehilfen Reinemachepersonen, den Heizer für die vier Öfen und den Klingelbeutelträger. Die Läutebuben brauchte man, um die vier Glocken zu bedienen. Es war schön, in rhythmischem Schwung direkt unter dem dröhnenden Schall der mächtigen Glocken zu stehen und sich dann beim Bremsen des gewaltigen Schwungs am Seil meterhoch hinauf tragen zu lassen.

Eine in früheren Zeiten sehr wichtige Aufgabe oblag dem Türmer, der in dem Zweizimmer-Appartement auf dem Südturm wohnte. Bei Tag und Nacht musste er die Stadt im Auge haben, um zu erkennen, ob sich ein Brand oder Aufruhr zeigte. In einem solchen Fall hatte er Alarm zu läuten.

Einmal war der Türmer ein Schuhmacher. Jeder, der Schuhe brachte oder abholte, musste als Teil des Lohnes einen Eimer Wasser in die Türmerwohnung hinauftragen. Der letzte Türmer war übrigens eine Türmerin, Karoline Brunner, »Turm-Karlene« genannt. Sie versah ihren Dienst bis 1925.

Ferner sind die Zinkenisten zu nennen (ein Horn oder eine Trompete nannte man früher einen »Zinken«). Der Zinkenist, dessen Amt es in Ludwigsburg schon seit 1720, also bereits vor Fertigstellung der Stadtkirche gab, war als »Hof- und Stadtmusicus« von der Stadt angestellt. Nach seiner Instruktion hatte er drei Gehilfen zu halten, wenn nötig zu Gottesdiensten, Hochzeiten, Beerdigungen, Kirchweih und dergleichen zu spielen, jungen Burschen Musikunterricht zu ertei-

len und dreimal täglich vom Turm zu blasen. Zu seiner Besoldung gehörte der Nießnutz aus einem Garten vor der Stadtmauer. Der letzte Zinkenist, Paul Noa, tat seinen Dienst bis in die sechziger Jahre.

Noch heute lassen an Sonn- und Markttagen nach dem Zwölf-Uhr-Läuten die Turmbläser einen Choral nach allen vier Himmelsrichtungen über die Stadt erklingen. Da dieser Dienst für alle Bürger der Stadt geschieht, bezahlt bis heute die bürgerliche Gemeinde einen Teil des Zinkenistenlohns.

Zu guter Letzt brauchte man den Uhraufzieher. Meist war dies ein ortsansässiger Uhrmacher, der auch das Uhrwerk pflegte. Einmal in der Woche musste er die mächtigen Gewichte bis unter die Türmerwohnung hinaufziehen. Da die Uhr und der Uhrschlag für alle Ludwigsburger da ist, übernimmt noch immer die Stadt die Hälfte auch dieser Aufwandskosten.

Von 1823 an war Ludwigsburg Sitz der Prälatur. Für die Prälatur war die Stadtkirche die zentrale Kirche und an ihr bestand für die Prälaten die so genannte »Frühpredigerstelle«. 1956 wurde die Prälatur hier abgezogen. 36 Jahren danach, im Jahr 1992, trat in die wieder installierte Ludwigsburger Prälatur Pfarrerin Dorothea Margenfeld als Prälatin ein.

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

1906 war es möglich geworden, die Orgel von 1858 durch ein neues, wieder von der Firma Walcker gefertigtes Orgelwerk zu ersetzen. 1917 mussten dann deren Prospektpfeifen und ein Jahr später alle Pfeifen aus Zinn zu Kriegszwecken abgegeben werden. Sie wurden durch Pfeifen aus Zink ersetzt.

Im Juni 1917 holte man drei der vier von Herzog Eberhard Ludwig gestifteten Glocken vom Turm. Kurz vorher waren sie mit einem elektrischen Läutwerk versehen worden. Bereits 1920 konnte eine erste neue Glocke erworben werden, 1926 kamen zwei weitere dazu, so dass zur 200-Jahr-Feier wieder vier Glocken läuteten. Vier Jahre zuvor, 1922, hatte man alle Gasleuchten in der Kirche durch elektrisches Licht ersetzt.

Im Jubiläumsjahr 1926 hatten sich wieder Schäden an den Türmen und am Hauptsims des Kirchenschiffs gezeigt. Trotz der noch notvollen Zeit war die Ausbesserung und ein neuer rötlicher Anstrich möglich. Diese Reparaturen waren bis zum 18. September 1926, dem Jubiläumstag, zu Stande gebracht. Sie kosteten insgesamt 102 000 Mark.

Noch immer war die Stadtkirche der einzige Gottesdienstort für die gesamte Ludwigsburger Gemeinde. Diese hatte sich inzwischen vor allem nach Süden hin ausgedehnt. So wurde 1923 der dritte Pfarrer der Stadtkirche an die Garnisonskirche (heute Friedenskirche) beordert, zumal die Militärgemeinde stark abgenommen hatte. Pfarrer Dr. Max Sting war damit der erste zivile Pfarrer, der an der Garnisonskirche Dienst tat und von dort aus eine Südgemeinde aufbaute.

Ein Jahrzehnt später kam die Zeit der Fahnen und Aufmärsche. Anfangs zogen die Formationen der NSDAP noch geschlossen in die Stadtkirche. Die Kirche füllte sich, viele Menschen traten wieder in die Kirche ein. Die Zahl der Eheschließungen, der Taufen und der Abendmahlsbesucher stieg an. Dekan Dörrfuß sprach anfangs von »einem Frühling auch über dem Leben der Kirche«.

Dann aber wurde bald das wahre Gesicht des NS-Regimes mit seiner Blut-und-



Innenansicht seit dem Umbau von 1992/94.





Innenansicht seit dem Umbau von 1992/94.

Boden-Ideologie erkennbar. Am 21. Oktober 1934 fand im Bahnhof (heute Musikhalle) eine Kundgebung der Deutschen Christen mit dem geistlichen Kommissar Eberhard Krauß statt. Dazu berichtete Dekan Dörrfuß später: »Eine öffentliche ›Gegenversammlung‹ war uns gemäß Verbot unmöglich. Aber möglich war uns ein Gottesdienst in der Stadtkirche. Wir durften ihn nicht in der Zeitung anzeigen, durften auch nicht durch Handzettel einladen, die Einladung konnte am Freitagnachmittag nur von Mund zu Mund weitergegeben werden. Unsere Helferkreise taten es. Abends zu gleicher Stunde, als die DC-Veranstaltung stattfand, läuteten die Glocken der Stadtkirche, und während sich nur 600 Besucher bei deren Versammlung einfanden, war die Stadtkirche bis auf den letzten Platz und dazu noch mit Hunderten von Stehenden gefüllt, insgesamt mindestens 1700 Besucher. Im Chor der Kirche aber saßen der Gemeinde gegenüber in ihrem Amtsort sämtliche Amtsbrüder des Kirchenbezirks, 37 Geistliche, nur 2 DC und 1 Unentschiedener fehlten. Das Eindrucksvollste aber war, dass der Redner, Prälat Schrenk aus Stuttgart, kein einziges Wort von Kirchenpolitik sagte, sondern nur rein religiös über das Wort Christi aus Matthäus 16,18 sprach: ›Ich baue meine Gemeinde‹. Die Wirkung auf die Versammelten war mächtig.«

Drei Wochen nach der Pogromnacht, am 27. November 1938, dem 1. Advent, wurden zwei Bürger, die ihre Kontakte zu jüdischen Mitbürgern nicht abgebrochen hatten, von einer wilden Horde als »Judenknechte« bezeichnet, durch die Stadt bis vor die Stadtkirche geführt und schlimm gedemütigt. Der Schall aller Glocken, die zum Gottesdienst läuteten, gab den Geplagten ein wenig Schutz, indem man nichts von dem Hohn verstehen konnte, bis der amtierende Kriminalkommissar Stahl die Männer in Sicherheit brachte.

Im selben Jahr hielt der Kreisleiter der NSDAP, Otto Trefz, eine Rede angesichts der Stadtkirche u. a. mit den Worten: »Wir sind nicht erbsündig, sondern erbadelig; wir sind nicht demütig, sondern stolz. Wir lieben unsere Freunde und hassen unsere Feinde!« Ein Hass, der so vielen Menschen unsägliches Leid brachte.

Der Krieg, den Hitler 1939 entfesselte, ging auch an der Stadtkirche nicht spurlos vorüber. Im Januar 1942 wurden wieder drei Glocken abgenommen. Am 26. November 1943 zerstörte der Luftdruck einer Luftmine, die das Warenhaus Stern in der Körnerstraße getroffen hatte, neben vielen anderen Scheiben in der Gegend auch die Kirchenfenster mitsamt dem farbigen Chorfenster. Bei dem nächtlichen Luftangriff am 21. Februar 1944 fiel eine Stabbrandbombe in den Dachstuhl und blieb dort stecken. Dem rasche Zugriff von Mesner Bertsch, der im Turm und nicht im Luftschutzkeller war, ist es zu verdanken, dass kein Schaden entstand. Zuletzt schlug am 10. April 1945 noch eine Granate an der Südwestecke der Stadtkirche ein, freilich ohne großen Schaden anzurichten, die Fenster waren ja schon geborsten.

Nach Ende des Krieges hatte jedermann alle Hände voll zu tun, den verarmten Menschen, den Ausgebombten, den Heimatvertriebenen, damals noch Flüchtlinge genannt, den Kriegsversehrten, den fremden Menschen aus aller Herren Länder, die es nach Ludwigsburg gespült hatte, den ehemaligen Zwangsarbeitern und Kriegsgefangenen, »displaced persons« (DPs), einigermaßen in ihren Nöten beizustehen, sie zu integrieren. Die Stadtkirche war der Ort, wo alle ohne Unterschied sich zusammenfinden konnten vor Gott und untereinander.

Als der provisorische Verschluss der Fenster im Westen schadhaf geworden

war, vermauerte man das Chorfenster und fügte in die Kuppel des Chores ein Oberlicht ein. Der Bildhauer Erwin Scheerer schuf ein Eichenholz-Kruzifix, das 1951 hinter dem Altar aufgestellt wurde. Im März 1957 konnten wieder drei Glocken im Südturm aufgehängt werden. Dadurch erklang nach 15 Jahren das alte Geläut in ganzer Fülle wieder.



Ankunft der drei neuen Glocken am 25. März 1957.

Wieder eine Renovation

Seit der Einweihung der erneuerten Stadtkirche im Jahr 1889 waren fast sieben Jahrzehnte vergangen. Eine gründliche Erneuerung des Innenraums war jetzt auch dringend nötig. Als die Wirtschaft sich langsam wieder erholt hatte, konnte der Kirchengemeinderat an die Renovation denken. Sie musste aber zurückgestellt werden, weil anderes Vorrang hatte: Das Gemeindehaus bei der Oststadtkirche, das Gemeindehaus in Grünbühl, das Gemeindehaus in der Gartenstraße, das Gemeindehaus in der Friedenstraße, der Wiederaufbau der Erlöserkirche im Westen und Kindergärten.

Im Herbst 1957 begann man zu planen: eine vollständige Überholung des Äußeren, helle Farben im Innern, Verglasung der Fenster, neue Beleuchtung und

elektrische Heizung. Das Denkmalamt trat für die Wiederherstellung der alten Raumgestalt, so wie Frisoni sie gebaut hatte, ein: für Beseitigung des Chores, Verkürzung bzw. Entfernung der seitlichen Emporen und Verkleinerung der Fenster. Ende August 1959 begannen die Bauarbeiten. Wieder wurde ein Gerüst an der Kirchenfront und an den Türmen aufgerichtet. Pläne für eine neue Walcker-Orgel wurden geschmiedet und sogar zu Stande gebracht. Man veränderte das Gehäuse leicht und setzte ein Positiv vor die Emporenbrüstung. Der elektrisch betriebene Spieltisch wurde beweglich gestaltet.

Auch sonst ging man innen kräftig ans Werk. Die für Stuck gehaltene Pappmaché riss man herunter und konnte sich eines mitleidigen Lächelns über diese Verzierung nicht erwehren. Später, als alles schön hell fertig war, verging manchem das Lächeln, denn bei den kahl getünchten Wänden hatte die Akustik stark gelitten. Mit aufgebrauchten Dämmplatten und Lautsprechanlage suchten die Fachleute der Sache Herr zu werden. Für die Pfarrer gab es tragbare Mikrofone. Doch die waren so groß und plump, dass man sie am Talar nicht tragen konnte. So kam diese Methode bald wieder außer Gebrauch. Das akustische Problem ist bis heute geblieben.

Große Meinungsunterschiede gab es bei der Frage, ob das Deckengemälde bleiben solle oder nicht. Die jetzigen Kunstsachverständigen hielten das Bild für gänzlich wertlos. Die Lösung war: Das Bild soll bestehen bleiben, wird aber durch einen leichten Anstrich verdeckt, der gegebenenfalls wieder abgenommen werden könnte. Es gelang dann noch, ein neues Gestühl, eine neue Kanzel, Altar und Taufstein zu finanzieren.

Kaum war alles fertig und die Wiedereinweihung am 27. November 1960 gefeiert, kam heftige Kritik auf: Der Parkettboden sei dauernd in Bewegung; die Akustik habe sich deutlich verschlechtert; die im Altarbereich verwendeten Steine zeigten vier verschiedene Grautöne, die nicht harmonisieren; die Farbgebung und das einfallende Licht entspreche nicht barockem Vorbild; die elektrische Beleuchtung sei völlig unzureichend; die Außenfassade zeige Flecken. Fragen der Haftung für die Mängel zogen sich über Jahre hin und blieben letzten Endes erfolglos.

Die sechziger Jahre brachten auch an die Stadtkirche den Wunsch, allerlei Experimente im liturgischen Feld zu wagen. Mit Bild und Ton suchte man den Gottesdienst für die Gemeinde attraktiver zu gestalten. Der Vorbereitungsaufwand von etwa vier Wochen dafür war aber so groß, dass diese Bemühungen wieder ein-schliefen.

Dann kam die Zeit heftiger Atomdebatten überall im Land. Einige Atomgegner ließen sich am 17. Dezember 1985 völlig unbemerkt in der Kirche einschließen und verwehrten mit Ketten jedem den Zugang zu ihnen. Einen Spalt weit ließ sich die Haupttür öffnen; durch den konnte man mit den Demonstranten sprechen. Sorge im Blick auf die bevorstehenden Weihnachtsfeiertage stellte sich ein. Dem Verhandlungsgeschick von Pfarrer Zeller war es zu verdanken, dass die jungen Männer am 19. Dezember die Kirche wieder verließen.

Ein Brandanschlag am 30. Januar 1991 führte zu einer so starken Verräucherung der Kirche, dass nichts anders übrig blieb, als das Innere ganz neu zu streichen. Die Gemeinde zog in die Schlosskirche so lange, bis das Nötigste getüncht, alles gereinigt und sichergestellt war, dass keine Gefahr mehr von giftigen Dämpfen ausging. Am 25. August konnte die Gemeinde wieder in die Stadtkirche einziehen.



Der beim Umbau von 1889 neu gewonnene Chorraum mit Altar.

Eine junge Frau fand sich eines Tages, weil sie den Mesner nicht weggehen gehört hatte, in der Kirche eingeschlossen. Ihr Klopfen hörte niemand, an die Schalter fürs Licht und die Glocken konnte sie nicht gelangen. So ergab sie sich in ihr Schicksal, bis zum Morgen warten zu müssen. Eine Zeit lang versuchte sie sich, was schon lange ihr Wunsch war, mit Predigtübungen von der Kanzel herab. Zu später Stunde schließlich bettete sie sich auf der Kanzel – mit dem Teppich, der vor dem Altar lag, als Unterlage und mit der Altardecke als Deckbett. Vorsichtig hat sie sich am Morgen, als der Mesner kam, bemerkbar gemacht, dass er nicht gar zu sehr erschrecke.

Die dritte Renovation

Schon 1978 hatte der Zustand des Äußeren der Kirche wieder eine Behandlung gefordert. Aber die Dinge ruhten zehn Jahre lang. 1988 musste dann der Baufachmann nach einer genauen Inspektion von einem Kran aus feststellen: »Es sind Riesenschäden zu beheben, das ist schon zum Fürchten!«. Selbst mit Absturz von Steinbrocken aus dem Turmsims musste gerechnet werden.

Erst 1992 konnten die Bauarbeiten beginnen. Diese Restauration sollte eine von solcher Gründlichkeit werden, wie dies vorher noch nie geschehen war. Von der Helmzier bis zum Fundament wurde alles erneuert. Um des Problems des fortwährenden Feuchtigkeiteinzugs in das Fundament ein für alle Mal Herr zu werden, hat man die ganze Kirche in der Höhe des Sockels mit einer Seilsäge durchtrennt und eine Feuchtigkeitssperre aus Polyester eingebracht. Der Fußboden musste saniert, neue Elektroinstallationen eingelegt, WCs eingebaut werden und noch vieles mehr. Der noch original erhaltene Dachstuhl wurde mit roten Biber-



Innenansicht nach dem Umbau von 1889.

schwanzziegeln neu eingedeckt. Die lästige Taubenplage hat man mit Hunderten von senkrecht stehenden Drähten, die, ähnlich wie Weidezäune, elektrisch geladen sind, auf die Dauer überwunden.

Außen und innen wurde alles erneuert, was dessen bedurfte. Zu diesem Zweck wurde das gesamte Mobiliar aus der Kirche gebracht. Bei völlig leerem Kirchenraum konnte man die Weite und Größe der barocken Hallenkirche erst richtig erleben. Am 24. April 1994 war das Werk vollendet und wieder einmal konnte Einweihung gefeiert werden.

Da während der Bauarbeiten auch Bagger im Kirchenraum herumfahren, geschah es, dass eine der Maschinen am 24. Mai 1993 plötzlich einbrach. Niemand mehr hatte gewusst, dass eine Gruft in der Kirche war. Zwei Personen waren dort beigesetzt worden. Aus alten Unterlagen konnte man erfahren, dass es sich bei den Toten um die Frau des Präsidenten von Schütz, einem Günstling der Grävenitz, und den Sohn des Direktors Pfau handelte, die 1737 dort ihre Ruhestätte gefunden hatten. Und noch etwas wurde bei den Bauarbeiten entdeckt: In einer vermauerten Nische lagen die lange vermissten Kirchenkonventsprotokolle.

Seit 275 Jahren steht die Stadtkirche an zentraler Stelle in der Stadtmitte von Ludwigsburg, unmittelbar auf der Fläche des Marktplatzes, nur zwei Stufen höher. Aber nahe bei den Menschen, im Sommer ihnen kräftigen Schatten spendend und im Winter ihnen vor scharfem Wind Schutz bietend – bei ihrer Gemeinde, bei den Bürgerinnen und Bürgern und bei allen fremden Menschen. Vom Leben der Stadt umspült, eben »in der Mitte der Stadt«.

Quellen und Literatur

Archiv der Stadtkirchengemeinde Ludwigsburg

Bauakten; Kirchenkonventsprotokolle; Kirchenregister

Hauptstaatsarchiv Stuttgart

A 281 Bü 777 (Visitationsbericht von 1726)

Stadtarchiv Ludwigsburg

Ludwigsburger Tagblatt 8. 12. 1857, 20. 8. 1859; Ludwigsburger Zeitung 7. 3., 26. 5., 26. 10. 1888

Dörrfuß, Adolf: Die Evangelische Kirchengemeinde Ludwigsburg in den Jahren 1932–1946 (Ms. im Archiv der Stadtkirchengemeinde Ludwigsburg).

Kolb, Christoph: Geschichte der evangelischen Gemeinde Ludwigsburg, in: Blätter für württembergische Kirchengeschichte 24, 1920, S. 1–54.

Schönleber, Georg Friedrich Ludwig: Historisch-Statistisch-topographische Nachrichten von der Stadt Ludwigsburg, 1835 (Handschrift im Stadtarchiv Ludwigsburg).

Scholl, Fritz: Leopold Retti, Ansbach 1930.

Sting, Albert: Geschichte der Stadt Ludwigsburg, Band 1: Von der Vorgeschichte bis zum Jahr 1816, Ludwigsburg 2000.

Zilling, Georg Sebastian: Ludwigsburger Notabilienbuch, 1777 (Handschrift im Archiv der Stadtkirchengemeinde Ludwigsburg).